

(Nachdruck verboten.)

81

## Marusia.

Von W. G. Korolenko.

„Wie seid Ihr denn mit ihr zusammengekommen?“

„Wir haben uns unterwegs getroffen, in der Nähe von Tschita. Die Geschichte war so, wenn ich der Reihe nach erzählen soll: Anfang Frühling war ich mit einem Freund aus den Bergwerken geflohen. Anfangs hatten wir uns in den Bergen versteckt, dann gingen wir über den Zabajkat und nach zwei Monaten kamen wir in die Nähe von Tschita. Ich weiß noch, es regnete an dem Tage wie nicht gekheit und draußen auf den Feldern wehte ein ganz schrecklicher Wind. So zwanzig Werst vor der Stadt, wir hatten uns noch gar nicht recht umgeschaut, stürzten sich plötzlich zwei Polizisten auf uns. Halt, wer seid Ihr? Na, dachte ich, nun sind wir fertig; jetzt heißt es wieder ins Gefängnis zurückgehen. Aber sie schauten uns nur ins Gesicht. Nein, sagten sie, das sind sie nicht, Verbannte schon, aber nicht, die wir suchen. Hol' Euch der Teufel! Und sie liefen weiter. Wir schauten uns an. Gelobt sei Gott, sagten wir, die Gefahr ist vorüber. Aber hör' Du, sagte mein Kamerad, in der Stadt muß es jetzt unruhig sein. Jemand ist ihnen fortgelaufen. Komm', wir wollen ihnen nachgehen. Die haben uns nicht angerührt, und wer weiß, was andre machen werden. Also gingen wir ihnen nach. An diesem selben Tage war wirklich Marusia mit ihrer Freundin und noch ein Arrestant aus dem Gefängnis geflohen. Sie war mit einem Schub nach Tschita gekommen. Die Herren wissen ja selbst, wie es den Weibern bei uns Arrestanten geht. Ein Mann hält es oft kaum aus und so ein Weib! Gott sei uns armen Sündern gnädig!“

„Na, schreckliche Gemeinheiten passieren bei Euch,“ sagte mein Gefährte.

„Es ist schwer,“ fuhr Stepan fort, „es ist einmal schon so im Gefängnis. Die Hauptsache . . . Wie's ihr dort ergangen ist, weiß Gott allein“, fügte er mit leiser Stimme hinzu. Unwillkürlich blickten wir alle zu Marusia hinüber, die ruhig mit ihren Nüchengeräten herumhantierte. Ich fragte mich erstaunt, wie sie sich ihre Jugendlichkeit und diesen reinen Blick hatte erhalten können. Er war scheu und manchmal schmerzlich, aber dabei doch so echt weiblich.

„Denn sie ist auch tüchtig,“ fuhr er fort. „Na, wie's immer auch gewesen sein mag, nach Tschita kam sie mit einem Menschen, der an ihr hing. Er sollte im Tschitinsker Gouvernment in der Verbannung bleiben und er nahm auch einen Schein nach den Grubenwerken. Aber dann blieb er in der Stadt und machte sich immer so um das Gefängnis herum zu schaffen. Und dann richteten sie es so ein, daß meine Marusia und ihre Freundin Dascha ins Lazarett kamen. Und das Lazarett war damals wegen eines Umbaus hinter dem Gefängnis. Da kann man leichter davonlaufen. Dascha hatte auch einen Freund. Der war bloß eine Zeitlang eingesperrt, na und der wollte auch davonlaufen. Na, da sagte Dascha eines Abends dem Aufseher: Bring ein Viertel Wein. Ich würd's schon bringen, sagte der, aber ohne den Alten geht's nicht, und Ihr wißt selbst, was der Alte braucht. Mit einem Worte, die Sache ging prachttvoll. . .“

Stepan schwieg plötzlich. Als er seine Erzählung begonnen, hatte er augenscheinlich an verschiedene unbequeme Einzelheiten nicht gedacht, die um so schwerer zu erzählen waren, als Marusia ganz in der Nähe war. Jetzt stand sie auf, goß etwas Wasser aus dem Eimer in den Theetopf und näherte sich uns.

Eine unangenehme Pause entstand. Sie ließ einen prüfenden, fast erstaunten Blick über unsere Gruppe gleiten und wandte sich dann rasch, fast zornig weg. Ich schämte mich und wollte die Erzählung unterbrechen.

„Also weiter,“ sagte mein Gefährte, „die Hauptsache haben wir hinter uns.“

„Ja, also was gewesen ist, . . . da war . . . die Herren wissen ja selbst . . . im Gefängnis . . .“ fuhr Stepan sich quasi entschuldigend fort, „ . . . mit einem Wort, am Abend war die ganze Kammer und der Aufseher total betrunken, sie hatten auch mit dem Schlafmittel nicht gespart. Und die Weiber

selbst trinken und trinken auch nicht, das meiste haben sie auf den Boden gegossen. Und draußen goß es wie in Strömen, auf die Dächer hämmert es, in den Rinnen faust es, mit einem Wort ein schrecklicher Lärm; die beste Nacht zum davonlaufen. Die Schildwache hat sich natürlich ins Häuschen verkrochen und ist wahrscheinlich eingeschlafen. Zuerst haben sie ein weißes Tuch hinuntergeworfen. Sie dachten, wenn er nicht schläft, muß er es sehen. Nein, nichts wurde laut. Da haben die beiden ihre Bündel herausgeholt, haben ihre Leintücher zusammengebunden, dann haben sie sich betrenzt und sind hinausgekrochen. Vom zweiten Stock haben sie sich so hinuntergelassen und dann rasch um die Ecke und in der dunklen Nacht zum Fluß hinunter; so hatten sie es verabredet. Die ganze Nacht marschierten sie und beim Morgengrauen waren sie am Fluß. Sie versteckten sich beide im Weidengestrüpp und warteten auf ihre Freunde, wie's verabredet war. Aber die hatten inzwischen ein paar Dummheiten gemacht. Daschas Freund war schon am Tage in einem leeren Faß zum Thor hinausgekommen, und dann gleich in die Spelunke, der andre hatte schon dort auf ihn gewartet. Na, vor Freude tranken sie zusammen eine Flasche, dann eine zweite und eine dritte. In der Nacht haben sie sich dann geschlafen gelegt und an nichts weiter gedacht. Und wie sie des Morgens aufwachen, ist die ganze Stadt schon unruhig. Na, und die Weiber sitzen im Gebüsch und warten und warten. Plötzlich sehen sie zwei Soldaten kommen und im Gestrüpp suchen. Und der Regen gießt noch immer, die Soldaten haben auch keinen trockenen Faden am Leibe. Sie kamen beinahe bis an den Strauch, wo die Weiber saßen. Na, und der eine sagte: Was sollen wir hier umsonst suchen und naß werden, werden sie hier auf den Teufel warten oder was, wenn sie hergekommen sind, dann sind sie schon längst über dem Fluß und wir faulen hier im Regen, meine Knochen sind schon ganz durchnäßt, sagte er. Und der andre sagte: Schau Bruder, es sind doch Weiber aus dem Gefängnis, es ist eine große Verantwortung. Ist nicht unsre Sache, sagte der erste wieder. Wo sollen wir sie denn suchen, komm' her, wir wollen hier ein bißel sitzen bleiben unter einem Strauch, und der Teufel soll sie holen. Und dann drehten sie sich vom Strauch fort und gingen weiter. Unsre Weiber schlugen das Kreuz, krochen aus dem Gebüsch heraus und gingen auf die andre Seite und am Fluß entlang. Von der Seite würde man sie nicht mehr verfolgen, das wußten sie jetzt. Na, und da gehen sie denn weiter und schauen sich um, ob ihre Freunde nicht kommen. Und die wieder können nicht aus der Stadt heraus, weil die Polizei unruhig geworden ist. Sie mußten warten bis der Lärm sich wieder gelegt hat. Und so haben sie einander verloren. Wir haben zur selben Zeit den Fluß an einer andren Stelle überschritten. Wir waren wieder auf den Weg gekommen und gehen so, ich, mein Gefährte Darin und dann noch Tioan, auch ein Landstreicher; bei Tschita sind wir zusammengetroffen. Wir hatten ein tüchtiges Stück Weg gemacht, dann hatten wir bei einem Eingeborenen im Badehaus übernachtet und des Morgens hatten wir uns wieder auf den Weg gemacht. Der Regen hatte schon aufgehört, unsre Kleider dampften in der Sonne, und wir gingen so fröhlich, sogar ein Lied sangen wir. Wie wir zu einem Dorfe kommen, sagt Darin: Laßt uns rauchen, Kameraden! Aber die Streichhölzchen waren uns naß geworden. Also da mußte einer ins Dorf gehen und um Streichhölzer bitten. Mein Freund Darin ging hin, und wie er zurückkam, sagte er: Ha, Bruder, hinter uns gehen zwei Frauen, Kopftücher tragen sie und Röcke aus Sträflingskleinwand. Was können das für welche sein? Na, sagte ich, sind denn wenig von der Sorte hier? Verbannte werden's sein. Wir haben in der Nähe eine Pfeife geraucht, dann sind wir weitergegangen. Und dann habe ich mich umgeschaut: Schau Wolodka, sage ich, sind es nicht die? Dieselben, sagt er. Na, da sind wir wieder an den Fluß gegangen, über eine kleine Brücke, dann haben wir uns so ein bißchen zur Seite gedrückt und haben uns ans Ufer gesetzt. Na, wie die Weiber gesehen haben, daß da ein paar Bürschchen sitzen, haben sie angefangen, langsamer zu gehen und stehen zu bleiben. Sie hatten Angst. Na, da sind wir aufgestanden, sind weitergegangen, und der Weg ging da über einen kleinen

Hügel. Wie wir vom Hügel hinunterkommen, sehen wir einen Eingeborenen auf einem Wagen. Na, und wir sagen ihm: He, Du guter Freund, hast Du keinen Tabak zum Rauchen? Tabak hätte ich schon, sagt er, aber keine Streichhölzer. Na, und wir haben Feuer, sagen wir, komm' wir werden zusammen rauchen. Wir hatten Tabak, aber sehen Sie, wir mußten halt stehen bleiben und darum sprachen wir mit ihm. Wie die Weiber vom Hügel herunterkommen, sind wir unten. Da war's schon unangenehm, stehen zu bleiben, und dann sahen sie auch, daß wir ganz ruhig mit dem Eingeborenen sprachen; da gingen sie dann vorüber. Wir haben unsre Pfeifen zu Ende geraucht, haben uns von dem Alten verabschiedet und gehen ihnen nach. So gingen wir ungefähr eine Stunde. Sie gingen rascher, wir auch. Endlich wurden sie müde und setzten sich nieder am Wege. Da kamen wir hinzu.

„Guten Tag, Ihr Schönen“, sagten wir.

„Guten Tag.“

„Was seid Ihr für welche?“ fragten wir.

„Wir sind Verschickte, und Ihr?“

Wir, offen gesagt, sind Landstreicher. Und in welches Dorf geh't's?

In dies dort. Und sie haben wirklich ein Dorf genannt, das vor uns lag. Muß sie jemand gelehrt haben. Aber ich frage weiter. Wo hat man Euch verurteilt? — In Irbit. — Warum? — Wegen Landstreicherei. — Na, also, das ist einfach nicht wahr, sagte ich. Ihr sprecht nicht die Wahrheit. Denn wenn man Euch in Irbit wegen Landstreicherei verurteilt, dann kommt Ihr nicht in die Verbannung, sondern ins Gefängnis. Wenn Ihr wenigstens Perm gesagt hättet, dann wäre die Sache anders. Da standen die Weiber auf und gingen zur Seite und berieten, was sie thun sollten. Denn Weiber können nicht gut allein wandern und ihre Freunde hatten ihre Spur verloren. Wir gehen auch zur Seite und beraten uns auch. Ich sage, die Frauen sind einfach fortgelaufen, die Unruhe in der Stadt jetzt, die ist ihretwegen. Schaut Euch ihre Gesichter an, die sind ja noch nicht einmal braun, wir müssen sie uns nehmen, aber wie sollen wir das machen; sie sind bloß zwei und wir sind drei. Na, und da sagte Zwan, der erst kurze Zeit mit uns ging: Nehmt sie Euch, ich brauche kein Weib. Ich schlag' mich allein schon schwer durch und bin auch nicht mehr in dem Alter, interessiere mich nicht mehr dafür. Ihr wandert zusammen, und die beiden wandern auch zusammen, Ihr paßt alle vier zusammen, und ich werde Euch vielleicht bald verlassen. Na gut, da war die Sache ohne Zank erledigt. Dann schaute ich Darin an und sagte: Und wir, sollen wir losen oder was? — Warum? — Ja, also, welche nimmst Du Dir? — Und Du? — Nein, sag' Du zuerst. — Na, ich nehm' die größere. — Auch gut, denn offen gestanden, ich hatte gleich ein Auge auf Marusia geworfen. Und so paarten wir uns und gingen zusammen. Natürlich, schwer war's schon, überhaupt mit dem Essen. Wenn wir in ein Dorf kamen, haben wir die Weiber im Gebüsch in der Umgegend versteckt und sind allein in die Häuser gegangen. Na, also die Dieder haben wir gesungen und uns verneigt, wie's Sitte ist. Wenn man uns dann was geschenkt hat, haben wir ohne Scham um mehr gebettelt. Wozu braucht Ihr so viel? sagten die Leute, bis zum nächsten Dorf wird's schon reichen für Euch beide. Wir haben einen kranken Kameraden, sagten wir dann. So wanderten wir fast einen Monat. An den Selanger Fluß kamen wir schon sieben Mann hoch, und da kamen noch drei Mann aus dem Walde heraus. Denn die Gegend ist öde und gefährlich, den Fluß muß man auf Flößen übersetzen, einer allein oder zwei können das nicht gut.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Weihnachten im Hochgebirge.

Der Schneefall allein bringt nicht den Winter, denn auf hochgelegenen Almen kennt man das weiße Geflod auch zur Sommerzeit, und eine Alpregel fordert das Ausharren durch drei Tage bei Reuschnee für Semer, Hirt und Vieh. Winter wird es im Hochgebirge erst im Advent, jagdlich gesprochen: nach Beendigung der Gamsbrunst. Hat es tagelang geschneit, wirbelt das Geflod andauernd in verschiedener Größe hernieder, so daß alle Mulden, Gesenke und Intillen (Vertiefungen) ausgefüllt sind, so genügt eine einzige kalte Nacht mit beißendem Frost, und der Winter ist mit seiner unbeschreiblichen Majestät eingezogen ins Bergland. Eis und

Schnee ringsum in wunderfamen Gebilden, es liegt tiefe Schwermut über den Geländen, im dunkelgrünen Nichtenwald, im Tann. „Der Schnee lacht nicht“, heißt es im Volksmund. Trüb stimmt der Nebel, der nahezu unvermeidliche Begleiter eines richtigen Wintermorgens, den bei Klarwetter erst um die zehnte, elfte Stunde der Bergwind oder die Sonne zum Aufziehen zu bringen vermag. Ein Schleißen ist dieses Nebelweiches anfangs, ein Ziehen bergan durch den vom Schneedruck gebeugten Wald, ein zähes Umweben von Felsköpfen, bis auf einmal hell und rein die Zinnen und Faden frei ragen in den Aether, rein im blendenden Schmelz von Eis und Schnee, bestrahlt vom Sonnenlicht.

Für wenige Stunden unter solchen Wetterverhältnissen erwacht auch im winterlichen Bergwald ein Stück pulsierendes Leben; geschäftig suchen die piepfenden Meisen die Baumäste nach erstarren Inselten ab; die Kohlmeise lärmt und lodt: „Zizipeh!“ Die zierliche Blau-meise antwortet mit dem allerliebsten: „Webeziß!“ Dem Gesälecht derer von Fink ist um diese Zeit freilich der frühliche Schlag in der Kehle erstorben, doch ruft der Geselle mit seiner weißen Armbinde und rölliger Brust doch ein „fink, fink“ im Sonnenschein und flattert durch das Gezweig. Der Waldstößki, die Schwarzamstel, ist zur Weihnachtszeit nichts weniger denn Poet und Sängler süßer Weisen, aus dem gelben Schnabel quillt profaisches, lärmendes Schmalzen, und die Suche nach Beeren beginnt. Die schwarzen Odinsvögel streichen zu Thal, aasjuchend, und trächzen dazu. Auf glasig erstarren Birkenästen putzen Goldammer das Gefieder zurecht, fommen sich ein Weilchen, dann klingt es aus dem Nistloch gar wehmütig von verschwundener Sommerzeit: Trillillillil — Uäh!“ Hoch im Fichtengezweig flüht der behäbige Dompfaff und singt seiner aschgrauen Gefährtin sein eintönig Lied vor, eine kurze Weile mit immer gleichem Ton, die gleichsam die Entschuldigung andeutet: „Sei nicht böß, ich kann's nicht besser!“

Häher und Elster streiten, lärmern und suchen Beute. Dort attackieren zwei Elstern frech und schneidig ein weiß gekleidetes Wiesel, das sich tapfer wehrt und jäh zum Angriff übergeht bei der geringsten Nachsichtigkeit des Feinds. Ein interessanter Kampf ungleicher Gegner, dessen Lärm den roten Räuber anlockt, Meister Meisele, der, seine gerade Schnur durch den Schnee ziehend, auf Raub geht und gelegentlich den Langflöfler würgt und zum Hoppeln ins Hagenjenseits veranlaßt.

Der Hochwald mit sonnigen Stellen ist um diese Zeit das Quartier des Reidelwils, der Gemen; Gels- und Kitzgeihen, Rize, Jährlinge und geringe Böde sind zu größerer Gesellschaft vereinigt unter Führung der „Kaitzeiß“, suchen die geringe Nahrung, und in der „Kinderstube“ in geschützter Stelle wird den Kitzen der Unterricht im Alettern erteilt, hier spielen sie „Jangemännchen“, „Ringelreihen“, tummeln sich, haschen und jagen einander, als wüßte die Gesellschaft, daß die Adventszeit ihr die Schonzeit gebracht bis zum Jakobitag im nächsten Julimonat.

Spürt das Gemswild nicht viel von Wintersnot, sofern nicht allzu großer Schneefall, Lawinen u. Katastrophen bringen, dem zarten Rehwild bringt ein richtiges Weihnachtsmangel und gar manche Not und Gefahr. Ist der Schnee „harstig“, d. h. vom Nachtfrost überkrustet, so bricht Rehwild mit den scharfen Schalen durch den Harst, verlegt sich dabei die Läufe, und das Ziehen durch tiefen Schnee ermüdet sehr bald, schwächt die Kraft, und der rote Erbschind Reuicide, der mit Leichtigkeit über den Harst geht, ohne einzusinken, hat leichtes Spiel, er „reißt“ das geschwächte Reh und hat keinen — Weihnachtsbraten zu den Feiertagen. Schräg fallen die Sonnenstrahlen, oft verdunkelt vom aufziehenden Gewölk, bläulicher Schatten liegt bereits im Thalgrund, der Fluß beginnt zu dampfen, der Abendnebel stellt sich ein. Ein letztes Aufleuchten der höchsten Bergspitzen, ein Erglühen, dann sinkt die Sonne hinter der Felsmauer nieder, kalt und grau werden die Zinnen und Faden, die Winternacht zieht auf mit Frost und Nebel, totenstill wird es im Walde.

Wo gepläntert wurde, verstummt das helle Klingen der Art mit Eintritt der Dämmerung, die Holzer machen Feierabend und ziehen auf verschneiten, oft eisigen Pfaden zu Thal, ins Dörflin, das „wie ein Kind im Schnee steht“.

Schon zur Germanenzeit war das Mitwinterfest fast gleichbedeutend mit dem Mitsummerfest in den Gebirgen. Dasselbe begann mit der Vorfeier schon im November, das Hauptfest wurde gegen Ende Dezember veranstaltet und dauerte bis zum Perchten-tage (6. Januar). Dieses war die Zeit der Rauchnacht und Botan geweiht. Die germanischen Opferschmause des Winterfestes finden wir in den Weihnachtspeisen unsrer Zeit ungewandelt, das Christentum vermochte die Sitten und Bräuche der Alten nicht völlig zu verdrängen, und mancher heidnische Brauch findet ein Spiegelbild noch heute in den kirchengebräuchen der Alpenländer. Das alte Julefest ist unser christliches Weihnachten.

Den Namen „Rauchnacht“ will man mit den üblichen kirchlichen Veräucherungen erklären. Der Volksglaube hält diese zwölf Nächte für besonders geeignet, sich mit der Geisterwelt in Verbindung zu setzen; denn um diese Zeit sind die Schätze der Erde zugänglich und lösbar, die Felsen und Berge öffnen sich, die blaue Wunderblume blüht, die in der Tiefe das Gold verrät. Zur Wintersonnenwende sind alle Mächte entsefelt, ein geheimnisvolles Gären geht durch die Welt. Wie zittert die Kinderwelt während dieser geheimnisvollen Zeit, wie schauerlich klingen die Erzählungen der Großeltern, wie streng wird den Kindern verboten, nach dem Aeläuten etwa noch das Haus zu

verlassen, denn in der Rauch-(Los-)Nacht gehen die Geister und der Teufel um und fangen Kinder und jene Menschen weg, die ungehorsam gewesen oder übel gelebt haben. In deutschen Gemeinden bei Bergine (Südtirol) enthalten — erzählt Schmeller — sich während der Zeit der Rauchnächte die Männer der Jagd, die Weiber des sonst fleißig geübten Spinnens; Vieh wird nicht am Brunnen, sondern im Stalle getränkt, mit Weihwasser besprengt (besonders in Kärnten üblich), auf daß der heilige Thomas das Vieh vor jeder Krankheit beschütze. Die Bäuerin des Alpenlandes hält mit einer Glutpfanne, auf deren Kohlen Speit (Valeriana celtica) und Weihrauch gestreut ist, Umzug in allen Wohnräumen des Hauses. Knechte und Mägde gießen in der Thomasnacht Blei und suchen aus den Formationen der ins Wasser geschütteten Bleikumpen die Ereignisse der Zukunft voranzudeuten. In Kärnten herrscht der Aberglaube, daß der Traum jenes Mädchens, das sich am Thomas-Vorabend am ganzen Leibe wäscht und unabgetrocknet mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigt, sicher in Erfüllung gehe. In Tirol wird der Christnacht die Kraft, Tiere redend machen zu können, zugeschrieben. Es heißt, daß speciell die Murmeltiere (Murmeltiere), so sie in Gefangenschaft sich befinden, in der heiligen Nacht Punkt 12 Uhr den Winterschlaf unterbrechen, einen einzigen Pfiff laut vor sich geben und dann wieder weiter-schlafen. Im Dom zu Salzburg sollen die Gnommen des Untersbergs während der Christmette dem profanen Auge sichtbar werden, lautet eine Salzburger Volkslage. Wotans „wilde Jagd“ durchbraunt die Luft während der Rauchnächte.

Ein besonderer Brauch zu Weihnächten ist im Lavantthal (Kärnten) üblich: Die Einsiedelhöfner stellen alles Küchengeschirr, Rührkübel und Messgeräte unter den Mahlzeitschisch und umziehen diese Geräte mit einer eisernen Kette, auf daß im kommenden Jahr die Ernte gut ausfalle und die Bäuerin Glück in der Wirtschaft habe. Im Gailthal giebt man zu Weihnächten dem Vieh Wacholdernadeln und Beerenpulver ein, in der Meinung, es dadurch vor allem Unheil und Krankheiten zu sichern.

Am heiligen Abend darf der katholische Gebirgler kein Fleisch essen, muß wach bleiben und um Mitternacht die Christmette besuchen. Nur ein Auszügler oder alter Knecht bleibt jeweils im Gehöfte als Wache gegen Diebe und Feuer zurück. Die Fahrt zur Kirche in der Christnacht ist in Verchtesgaden ein zaubervolles Schauspiel, indem die Bewohner hochgelegener Gehöfte auf kleinen Schlitten mit brennenden, rotglühenden Stienfadeln in wirbelnder Eile die Hänge herabfahren.

In Obersteiermark besprengt der Hausvater allenthalben alle Gemächer, die Stallungen und den Getreidelasten mit Weihwasser, auch wird wie in Tirol und Kärnten mit Weihrauch, Speit und Wacholder „geräucher“, so daß das ganze Gehöft von diesem scharfen Duft eingehüllt ist.

In Hinterberg (das Thal zwischen Grimming und Kuffee) und in manchen Gegenden des Ennsthals ist es Brauch, die Adventzeit mit den sogenannten Korate-Wächern zu beginnen, worauf die Fastenzeit bis zum Christtage selbst ihre Herrschaft antritt. Das „große Reinemachen“ ist auch hier gebräuchlich, und hierzu werden auch Kinder unter der Androhung angehalten, daß die Verchel (böses Weib) den liegen gebliebenen Kehrtritt und Schmutz sammle, den sammeligen Leuten den Bauch aufschneide und all den Kehrtritt in den Leib einnähe.

Am „Unschuldigen Kindeltage“ (28. Dezember) kommt Jung und Alt auf einem Plätschen zusammen, man schlägt sich gegenseitig mit Nuten und ruft dazu: „Freisch und g'sund, Freisch und g'sund!“ Arme Leute gehen in die Häuser, um „Freisch und g'sund“ zu geben und erhalten ein Almosen oder das sogenannte Klegenbrot (Brotwerk aus getrockneten Birnen, Weinbeeren und Früchten, in Tirol „Birnzelten“ genannt). Im ganzen Ennsthal und in Hinterberg besteht die Sitte des „Mödelns“, ein Umzug mit Handglöckchen zur Erbittung von Almosen und der Weihnachtskapfen (Rudehn, Stuchen).

In Steiermark wie in Kärnten glaubt man während der Christmette alle heimlichen Gezen des Orts in der Kirche erkennen zu können, wenn man auf einem Schemel hriet, den man selbst in der Zeit von Sault Thomas bis zur Weihnacht gezimmert hat; nur muß der Beobachter dem Hochaltar den Rücken kehren.

Ein kärntnerischer Aberglaube ist das „Nagenverkaufen“ zu Weihnächten. Man steckt eine kohlschwarze Katze um 11 Uhr nachts in einen Sad, nimmt diesen auf den Rücken und geht zur Kirche. Unterwegs wird der Teufel in Gestalt eines kleinen „Mammls“ erscheinen und um die Katze feilschen. In diesem Augenblick nimmt die Katze rapid an Gewicht zu, der Träger muß beachten, man eiligt zur Kirche zu kommen. Erreicht er diese, so muß der Teufel das Geld auf die Kirchenschwelle legen; wenn nicht, so wird der Nagenhändler vom Teufel unterwegs schlantweg zerissen.

Wer einen Blick in die Zukunft werfen will, stellt sich während der Mette unter jenen Apfelbaum im Garten, der im Frühjahr zuerst geblüht. Während der „Wandlung“ in der Kirche (die Benediction wird durch Glodengeläute verläudet) hört der Schicksalserforscher, so er das Ohr an den Baumstamm drückt, entweder Russel oder ein Klopfen. Ersteres bedeutet Hochzeit, letzteres Tod in der Familie oder Verwandtschaft.

Daß sich die Lotteriespieler in den österreichischen Alpenländern die geheimnisvolle Christnacht nicht zu Spekulationen entgehen lassen, wird nicht wundernehmen. Es heißt: Wenn man im Friedhof in der Geisterstunde (11—12 Uhr nachts) auf einen Totenschädel alle Zahlen von 1—90 schreibt und den also bekräftigten

Schädel über Nacht am Friedhof liegen läßt, wird man am Christmorgen bei der Nachschau nur fünf Ziffern darauf stehen finden, und diese Zahlen werden bei der nächsten Lottoziehung „sicher“ herauskommen.

Der Christtag selbst ist arm an solchen Gebräuchen, er bringt nur eine ausgiebige Arbeit für den — Magen. Das Singen von Girten- und geistlichen Lieder kommt mählich außer Übung.

Am Stephanietag (zweiter Feiertag) findet in jeder Dorfkirche die Salz- und Wasserweihe statt. Knechte und Mägde bringen „Lechsalz“ und in Flaschen Brunnenwasser mit. Nach erfolgter Weihe am Altar hilft das „Stephanie-Wasser“ gegen die Anfechtungen des Teufels, und das „Stephanie-Salz“ verbietet Erkrankungen des Viehs und besonders etwaigen Abwurf desselben zur Almzeit. Bei sommerlichen Gewittern wird das „Stephanie-Salz“ ins Feuer geworfen und verhindert Blitschlag in das betreffende Anwesen.

Am Stephanietage ist im Lavantthale und wohl auch noch in einigen andern Thälern Kärntens der sogenannte Stephanieritt, ein Umritt um die Kirche, üblich, und die Rosse bekommen dabei geweihtes Salz und Brot.

Am Unschuldigen Kindertage wird in manchen Orten Kärntens der Brauch geübt, daß der Bauer mit einer Rute oder einem Fächertischen die kahlen Zweisägenbäume abklopft, in der Meinung, dadurch einen reichen Segen zur nächsten Zweisägenernte herbeiführen zu können.

Mit dem Fest der „Drei Könige“ erlischt aller Brauch der Weihnächtszeit, der Fasching fordert sein Recht. Zumitten toller Karnevals-freuden steht man aber in den Vorbergen des Korallenzugs (Grenze von Steiermark und Kärnten) mit Spannung auf den Lichtmeßtag und auf jene Kinder, die zu Lichtmeß das Licht der Welt erblickten, denn solche Lichtmeßkinder haben eine besondere Geschicklichkeit zum „Abbeten“ und werden viel begehrt, wenn z. B. einem Patienten die Krankheit „abgebetet“ werden soll. Der Welspler schreibt die geringste Besserung im Zustande des Kranken dem „Abbeten“ zu, jedwede Verschlimmerung dem Arzt und dessen Verordnungen.

Arthur Achleitner.

### Kleines Feuilleton.

dg. Die Rosen. In der Nacht hatte es leicht gefroren, gegen Morgen schlug das Wetter um. Die Eiskristalle an Baum und Strauch, die dünne Dede über den Regenlachen lösten sich, jetzt hing der Nebel schwer und grau über dem Feld. Wie eine große dicke Wand schob er sich vor das Auge und sperrte die Aussicht. Die Landstraße verlor sich in einem Dampfmeer. Nur die dunkeln Giebel der Dorfhäuser traten etwas deutlicher aus dem wogenden Grau. Gespinnsterhaft drohend wie Polypenarme reckten die Bäume ihre kahlen Aeste heraus.

Im Dorf war es still, hin und wieder holte von fern ein Hund, oder ein Zug pffiff vom Bahnhof her. Das war alles. Es hob die Stille nicht, es machte sie nur doppelt fühlbar die große graue Dede.

Der Herr in dem Vorgarten der kleinen Schweizervilla hielt einen Augenblick mit seiner Arbeit inne und sah einem Huhn nach, das breitspurig mit großen Sägen draußen über den Damm rampte. Der komische Anblick machte ihn lächeln, dann schlug er die Arme über der Brust zusammen und trat von einem Fuß auf den andren. Er band die Rosen für den Winter ein, aber trotz der Arbeit und trotz des dicken Planes froor ihn. Ein Brummen kam über seine Lippen: „Verdammtes Wetter! Fiebt einem bis in die Knochen, man kann nicht warm werden!“ Dann nahm er Stroh und Gartenschere und schnitt und band weiter.

Draußen auf der Landstraße klang Pferdegetrappel. Ein Straßenbahnwagen kam vom Bahnhof her. Er war dicht besetzt und rumpelte schwerfällig vorüber. Wenige Schritte nach ihn tauchten auch Fußgänger aus dem Nebel auf, ein paar Damen aus der Bilkentolonie, die im Wagen keinen Platz mehr bekommen hatten, eine Frau mit einer Kiste und schließlich ein Mann, ein kleines verhugettes Kerlchen.

Die Damen zogen die Capes fest um die Schultern und eilten, wetter zu kommen, auch die Frau verschwand im Nebel so rasch wie sie aufgetaucht. Das Kerlchen zog die Mütze: „A Abend.“

„A Abend!“ Der alte Herr sagte es über die Schulter weg dann aber, als wäre es ihm eine Wohlthat, in der grauen Stille eine Menschenstimme zu hören, richtete er sich plötzlich auf: „Na Vater Seidel, Stabt gewesen?“

Das Kerlchen, das schon halb vorüber war, drehte sich um und kam zurück; die Arme auf das zierliche Eisengitter stützend, nickte er. „In's Krankenhaus.“

„Im?“ — Der alte Herr drehte sich um, dann tippte er plötzlich an seine Stirn; „Ach ja, richtig... Ihre Frau... Na, wie geht es denn?“

Seidel schudte ein paar mal: „Ja, ja — se — se — ja se wird ja woll bald alle fin.“

„Ach nee?“ Der alte Herr ließ die Hand mit der Gartenschere sinken und trat ein paar Schritt näher an den Zaun. „Ach nee, Vater Seidel, man so was nicht, Sie war ja doch noch ganz rüstig.“

„Se is zu hin!“ Die Stimme des Kleinen zitterte etwas. „Und sehen Se, Herr Nat, nu immer 's Reizen und denn in de Kartoffeln, wo in'n Herbst allens so naß war und auf de nasse Erde und ins nasse Kraut — und se is doch auch schon an de sechzig Jahre...“

„Na, sie wird ja schon wieder werden, Seidel, so lange wie

noch Leben im Menschen ist, soll man ja nicht verzagen." Die Stimme des alten Herrn belam einen ordentlich weichen Klang — der Kleine that ihm leid.

Das Kerlchen schüttelte den Kopf: „Die wird nich wieder.“

„Ach, das reden Sie sich doch nicht ein!“ Der alte Herr wurde ordentlich unvorsich. „So 'n bißchen Influenza, das geht ja wieder vorüber.“

Aber der Kleine blieb bei seiner Meinung. „Die wird nich wieder, die Dokters sagen auch — Se hat sich zu sehr verläßt, bei 's Kartoffelbuddeln, se hätt' nich mehr rausgedurst in de Rässe, je war zu alt.“

„Ja, ja!“ der alte Herr schnipperte an seinen Rosen herum, er wußte nicht recht, was er sagen sollte: „Ja, ja . . . is schlimm . . . wenn der Tod kommt, schwere Zeit!“

„Und nu vierzig Jahr zusammen!“ Der Kleine schluckte wieder. „Und se hat doch raus gemüßt, sehen Se; nich wahr, se hat doch rausgemüßt? Wir nußten doch beide verdienen.“ Es lag etwas angstvoll Fragendes in seiner Stimme, fast als mache er sich Vorwürfe, daß er die alte Frau hinausgelassen in das nasse Feld, und der andre sollte ihn losprechen. Große Thränen rannen über sein verrunzeltes Gesicht. „Ja, wir war'n immer so gut zusammen und nächste Woche liegt se woll schon in der Erde.“ Den Kopf auf das Gitter gestützt, starrte er mit großen Augen vor sich hin. Dann raffte er sich plötzlich auf, als wollte er sich mit Gewalt losreißen von seinen trüben Gedanken: „Ja, Sie paden woll nu de Rosen in?“

„Es wird Zeit, es hat schon gefroren.“

Der Kleine nickte: „Ja ja, wenn se man noch nichts abhaben, se sind so empfindlich.“

„Ach ich denke nicht.“ Der alte Herr musterte die Stämme mit einem liebevollen Blick, wie ein Vater seine Kinder: „Aber ich will doch vorsichtig sein, es wär ein Jammer, es sind kostbare Sorten, man muß sie schützen.“

„Ja nehmen Se man herbe Stroh und denn ordentlich Laub auf die Spizen, da kommt de Kälte nich durch. Ja, und dann wer'ch man gehen. 'n Abend!“ Der Kleine zog die Mütze: „'n Abend!“ Der alte Herr sagte es ohne aufzusehen, erst als der Kleine ein Ende weg war, richtete er sich plötzlich auf und rief ihm mit lauter Stimme nach: „Na und Sie, Vater Seidel, gute Besserung!“

„Dank schön!“ Das Kerlchen drehte sich noch einmal um und nickte, aber seine Augen blickten hoffnungslos und trübe drein.

Der alte Herr sah ihm nach, bis er im Nebel verschwand.

Ueber die Dorfstraße flog ein Krähschwarm.

### Kunst.

— Von Seemanns bereits angezeigtem Sammelwerk „Alte Meister“ liegt uns die 3. Lieferung vor. Sie enthält 8 Bilder: Gooch, lebende Frau; Velazquez, Selbstporträt; Poito, Madonna; Dürer, Apostelpaar Paulus und Markus; Veronese, Christus bei Jairus; Van Dyk, Maria Nuthwen; Poussin, Landschaft mit dem Evangelisten; Correggio, Ganymed. — Am besten sind wieder diejenigen Bilder, bei deren Originalen helle, leichte Farben auf größeren Flächen in gleichmäßiger Beleuchtung zur Verwendung kamen (Veronese: Christus bei Jairus; Dürer: Apostelpaar). Die Lieferung kostet 4 M., einzelne Blätter 1 M. Die Verlagsbandlung hat auch einen Wechselrahmen (Preis 2 M.) anfertigen lassen, so daß man die Blätter einzeln, nacheinander an die Wand hängen könnte. Bei dem kleinen Format dürfte sich das freilich nicht besonders empfehlen. Außerdem ist der Rahmen auch nicht gerade geschmackvoll. —

### Geographisches.

— Land und Leute im nördlichen Tibet“ schilderte Professor Dr. Futterer in der letzten Sitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“. Die „Nat.-Ztg.“ berichtet hierüber: Der Vortragende hat das nordöstliche Tibet durchzogen, insbesondere das Gebiet der abflußlosen Kulumor im Süden, die Gebirge an dessen Südseite und die bis zu 50 Kilometer sich erstreckende Steppendepression, die westwärts zum Jaidan führt; er ist dann am oberen Hoangho gewesen und hat als Hauptziel seiner Reisen eine Klärung über den Lauf dieses Stroms herbeizuführen gesucht. Der Hoangho wurde von seinem Austritt aus Nord-Tibet ostwärts sowie auch sein Nebenfluß, der Laocho, verfolgt. Auf neuen Wegen vordringend, suchte Prof. Futterer die Ergebnisse der älteren Reisenden in diesen Gebieten zu ergänzen: v. Przewalskis, Botonius, Raborowskis, Rosloffs und Rodzills. Hinsichtlich des Reisens in diesen Gegenden ist Verwahrung das erste Erfordernis, man muß sich durchaus den Lebensmitteln der dortigen Bevölkerung anpassen und namentlich für genügendes Brennmaterial sorgen, das in dem baumlosen Lande aus dem getrockneten Urat der als Lasttiere benutzten Paks (Grünzoesen) gewonnen wird und bei dem früh eintretenden Frost ein dringendes Bedürfnis darstellt. Mit 13 Pferden, 42 Paks und 8 chinesischen Kulis ging der Referent von dem chinesischen Städtchen Dangcotin aus, an der tibetischen Grenze noch im peripherischen Gebiete gelegen, in das Kulumorgebiet und überstieg einen Paß von 3500 Meter Höhe. Große weite Steppengebiete charakterisieren diese Region, deren Monotonie der Kulumorsee unterbricht. Dieser ist kein Gebirgssee, wenigleich er von Höhen umgeben ist. Im Süden streicht das Südkulumorgebirge, das nach Westen zu sich mehr erhebt und aus alten gefalteten Schichten, Graniten und Porphyrn, ohne Spur jüngerer Formation gebildet wird. Nach

Osten vom See senkt sich die Ebene zum Hoanghogegebiet. Wie aus den Versteinerungen zu ersehen, hatte der See in diluvialer Zeit eine weitere Ausdehnung, überhaupt gab es einst hier eine Seeenbedeckung, wie sie ähnlich in einer Längsdepression im Gebiet des Lopnor von Sven Hedin nachgewiesen ist. Weiter südwärts des Sees streicht dann das Samenowgebirge, dessen Stod bis zum Taotchal ostwärts gleichfalls mit einer Steppendecke überzogen ist und dessen komplizierte Ketten auch nach Westen hin ansteigen. Am Tschupatgebirge berühren sich die landschaftlichen Gegenläge. Nach Norden dehnt sich die gelbe Fläche, durch die als dunkler Riß die Schlucht des tief in die Terrassen einschneidenden Hoangho sich zieht, auf der Steppe fehlt jede Vegetation; während nach Süden sich eine weisse Landschaft hebt, an deren Ostseite steil aufsteigende Berge sichtbar werden, im Osten erheben sich die Bergketten bis zum ewigen Schnee. Anders sind die Verhältnisse wieder am Hoangho selbst. Hier haben wir Kalkberge silurischer Formation mit rissartigen, steilen Klippen. Das 200—234 Meter breite Flußbett begleiten bis an das nördliche Ufer reichende Steppen, während an den Terrassen auf seinem Südufer hier gleichfalls die Spuren des ehemaligen Flußniveaus erkennbar sind. Im Tao-Thale finden wir schon Keder und Ausdehlungen, dieses ist durch einen 3600 Meter hohen Paß vom Hoangho aus zu erreichen. Hier sind die Nomadenstämme schon lebhafte geworden. Im Sommer ist das Klima, das anfangs September noch 28 Grad Wärme bietet, feucht, im Winter, dessen Kälte schon früh einsetzt, herrschen Gewitterstürme vor. Im Tao-Thale finden wir auch wieder Wald; denn das Kulumor-Gebiet hat als Vegetation nur Eriziane, Edelweiss und Strohblumen. Hinsichtlich der Bevölkerung sind die Mongolen von den Tanguten in Tibet zu scheiden, die Tanguten sind energischer als die Chinesen, sie haben weniger schiefstehende Augen. Sie sind Nomaden. Ihre Hütten sind sehr primitiv. Pelze, aus dem Felle des wilden Hais gegerbt und genäht, bilden die Kleidung von Männern und Frauen, letztere tragen auf dem Rücken als Schmud chinesische Fabrikate, Silberbündel, Steine wie Malachit, Türkis und Perlen. Alle Werkzeuge erhalten die Tanguten von den Chinesen, die ihrerseits von dort Felle und Fett nach China importieren. Tibet steht unter chinesischer Oberhoheit, der Dalai Lama hat alle drei Jahre einen Tribut nach Peking zu entrichten. Einen großen Einfluß auf die Bevölkerung Tibets, die religiös und sehr ceremoniell ist, üben die 25—30 000 Lamas oder Geißlichen im Lande aus, die in großen von Chinesen, aber in einem besonderen Stil erbauten Klöstern leben und, argwöhnisch gegen die Fremden, wie sie sind, einem ihnen unbehaglichen chinesischen Regiment große Schwierigkeiten bereiten könnten. —

### Humoristisches.

— Aus Berlin. „Man sieht Sie ja gar nicht mehr in Theater, Gnädige?“

„Ich ziehe die Gerichtsäle vor, das ist zur Zeit viel pikanter.“ —

(„Simpl.“)

— Beleidigt. „Sie, Ihren Dadel schau'n S' an, wie dum m der in d' Welt 'nein schaut!“

„Sie wissen ja gar net, was mein Dadel von Ihnen denkt!“ —

— Zu viel verlangt. Er (mittags heimlehrend): „Wie, Elsa, Du — mit dem Legikon in der Hand?“

Sie (entristet): „Ach was, da wird immer so viel Nähmens gemacht von diesem Allerweltswert, und dabei steht nicht einmal darin, wie — Zwetschgengknödel gemacht werden!“ —

### Notizen.

— Kurt Arams „Unter Vollen“ ist jetzt bei F. Fontane u. Co. in Berlin als Buch erschienen. —

— Willi Peters, der bisherige Oberregisseur des „Neuen Theaters“ ist für denselben Posten am Lessing-Theater engagiert worden. —

— Ein rheinisches Dialekt-Theater, das Kölner Volkstheater, wird im Januar im Belle-Alliance-Theater zu einem Gastspiel einziehen. —

— Siegfried Wagners „Herzog Wildfang“ ist vom Wiener Hofoperntheater nicht zur ersten Aufführung angenommen worden. Als Grund hierfür wurde angegeben, daß das bis Mai bereits entworfene Repertoire keine Einschlebung weiterer Novitäten mehr erlaube. —

— Hofopernsänger Erik Schmedes wird im nächsten Jahre wieder in Bayreuth den Siegfried und den Parsival singen. —

— Die Ausführung des Straßburger Goethedenkmals ist dem Berliner Bildhauer Ernst Büchner auf Grund eines neuen Entwurfs endgültig übertragen worden. —

t. Dertiefste Schacht in Frankreich ist vor kurzem in dem Steinkohlengruben von Nonchamp im Gebiet der oberen Saone vollendet worden. Er besitzt eine Tiefe von 1010 Meter bei einem nutzbaren Durchmesser von 4 Meter und ist von unten bis oben ausgemauert. Die gesamte Arbeit hat 16 Monate in Anspruch genommen. —

e. Die frömmste Stadt der Welt dürfte demnächst der Ort Hoch in Kansas werden, wo es die Frauen durchgelekt haben, daß in Zukunft jedes Theaterstück mit einem Gebet eröffnet werden muß. —